

Der Baum im Dorf

Burkhard Mücke

Der Baum an der Straße, im Garten, im Park, im Dorf begegnet uns weit mehr als die Bäume im Wald. Die Dorflinde, eine frei stehende Eiche, oder ein Buchenhain stehen dem Menschen näher als der Wald mit all seinen vielen und nutzbringenden Gehölzen. Warum ist das Waldsterben so spät in das Bewußtsein des Bürgers gedrungen? Warum dauerte es selbst bei den bäuerlichen Waldbesitzern so lange, bis sie merkten, was mit den Bäumen im Wald geschieht? Auch für ihn ist der Nußbaum vor dem Haus, der Apfelbaum, die Kastanie oder der Holzbirnenbaum mehr Inbegriff von Baum als die Fichte, die Tanne, die Buche oder die Eiche im Wald. Und die Hausbäume rund um den Hof und im Obstgarten hinter dem Stall waren und sind eben in den meisten Fällen noch einigermaßen gesund und kräftig.

Ähnlich geht es dem Gartenbesitzer. Baumsterben findet bei ihm erst dann statt, wenn es die Silbertanne, die Omorikafichte oder den geschlitzblättrigen Ahorn vor dem Haus erwischt, wenn die Nadeln und Blätter vorzeitig abfallen oder krankhaft verändert sind, wenn Zweige oder Äste absterben, und wenn der Baum insgesamt kränkelt. Es war immer schon so in der Geschichte der Menschheit. Was nicht möglichst am eigenen Leib verspürt wurde oder nicht wenigstens aus eigener Anschauung erlebt wird, das beeindruckt nicht besonders stark, das löst zumindest keinen Zwang zum Handeln aus. Es interessiert, es amüsiert oder es macht höchstens bedenklich, nachdenklich. Genauso ist es auch mit dem Rückzug der Bäume und Sträucher aus den Dörfern bei gleichzeitigem Vordringen pflegeleichten Grüns aus dem Gartenkatalog der Vorstadtbewohner. Langsam und kaum merklich sind die alten Baumarten aus den bäuerlichen Gärten verschwunden und machten, sofern nachgepflanzt wurde, schnellwüchsigen und pflegeleichten Bäumen Platz.

Und doch beginnt Naturverbundenheit, aktiver Umwelt- und Naturschutz mit dem Baum am eigenen Hof, im Garten, im Dorf. Das Pflanzen eines Baumes ist dabei ein wichtiger Schritt. Erst wenn der Baum wächst, wenn er in der Erde und in luftiger Höhe seine eigene Lebensvielfalt entwickelt, wenn er Schatten vor starker Sonne, Unterstand bei Regen, Schutz vor Wind und Schnee und Lärmschutz bietet, dann wird aus der Baum-schulware der gute Nachbar, dann wird der Baum zum Gefährten des Menschen, der den, der ihn gepflanzt hat, in der Regel sogar überlebt. Die Geschichte des Menschen ist voller Baum-Mythen, reich an Bezügen und Vergleichen mit

Bäumen. Meist sind es jedoch Flur- und Gartenbäume, keine Waldbäume, die dabei auftauchen. Es sind Linden, Eichen, Äpfel, Birnen, Buchen, in deren Schatten bedeutende und schicksalhafte Ereignisse stattfanden. Selbst die absolut regierenden Landesherrn waren sich nicht zu gut, ihren Untertanen Hinweise für den Umgang mit Bäumen zu verordnen.

So befiehlt Karl der Große für die Landgüter bereits im Jahre 795 nach Christus in seiner Verordnung »Capitulare de villis« im 70. Kapitel, daß jeder Garten 73 verschiedene Gartenpflanzen und 16 Obstbäume enthalten muß. Schon viel früher, mit der Selbsthaftwerdung des Menschen, begann das bewußte Anbauen von Gehölzen. Es waren nur wenige Kulturen, die unsere Vorfahren in Jungsteinzeit und Bronzezeit kultivierten. Aus Ausgrabungen weiß man, daß Saubohne, Erbse und Linde, Möhre und Pastinak, Kohl, Gemüseampfer, Gartenmelde, Guter Heinrich, Mohn und Apfelbaum dazu gehörten. Ein alter und steter Begleiter des Menschen ist auch der Holunder, der dank der Verwendungsmöglichkeit von Blüte, Beere und Rinde hochgeschätzt war.

Schließlich traten dann später die Klöster als die Gartenkulturvermittler auf, die in ganz Europa am längsten und stärksten nachwirkten. Praktisch alle Obstbäume, den Walnußbaum, Wein, Sadebaum, Speierling, Mispel und Pfirsich, Haselnuß, Schwarze Johannisbeere, Kornelkirsche und den Wacholder, den Buxbaum und natürlich unzählige Gemüse, Kräuter und Blumen brachten die Mönche mit ihren Klostergründungen in die entlegensten Gebiete. Die wichtigsten Bewahrer dieser Pflanzen- und Gartenkultur waren später die Bauern und sind es zum Teil bis heute.

Und ausgerechnet in diesen bäuerlichen Bereichen, in den Höfen und in den Dörfern, wandelte sich im Laufe der letzten Jahrzehnte die vielfältige Strauch- und Baumkultur zur Monotonie. Heute sind es die Garten- und Siedlervereine, Imker und Naturschutzvereine jeglicher Art bis hin zu den Vogelschützern, dem Alpenverein und den Wandervereinen, die die Tradition neu aufleben lassen und fast schon vergessene Baumarten wieder kultivieren und unterstützen, die dem Baum in den Dörfern zu neuer Bedeutung verhelfen. Zum Teil tun sie es helfend durch viele Informationen und Hilfestellungen beim Bezug und beim Pflanzen der Bäume. Vielfach mischt sich jedoch in die helfende Tat Sarkasmus und beißende Kritik über die Baum-Unkultur der letzten Jahrzehnte. Einer dieser Kritiker ist Regierungsrat Dr. Josef HERINGER von der Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege in Laufen. Er meint: »Zum Teil ist bis zu den Bergbauernhöfen exportiertes Obst verzehrt worden, Grany Smith, Golden Delicious hat den Maschanzger, den Limoniapfel verdrängt. Wer weiß überhaupt noch, was eine Mispel ist, was ein Speierling ist oder die Frucht

Burkhard Mücke

Fachjournalist für Landwirtschaft und Umweltfragen, gelernter Gärtner, Studium der Politik und Soziologie in München. Seit 10 Jahren spezialisiert auf Medienverbund Hörfunk/Fernsehen. In den Redaktionen *Landfunk* und *Unser Land* im Bayerischen Fernsehen.

des Maulbeerbaums, die früher auch durchaus geschätzt worden ist? Wir sind heute eigentlich vom Süßen verdorben worden. Ich meine, extreme Geschmäcker und die feine Nuancierung und Aromatisierung der Wildfrüchte oder der naturnäheren Früchte ist uns im Geschmackempfinden weitgehend durch diese permanente Übersättigung verloren gegangen.«

Bäume und Sträucher gehören zur Landschaft wie der Baustil von Häusern, Kirchen, Bauernhäusern und wie das Brauchtum. Sie gedeihen unter den verschiedensten geographischen und klimatischen Verhältnissen. Atlantisches oder kontinentales Klima mit seinen Übergängen gliedert die Wachstumsbedingungen der Gehölze ebenso wie die Unterschiede zwischen den norddeutschen Tiefebene und den Mittel- und Hochgebirgen. Innerhalb dieser Wuchsgebiete sind es wiederum die Boden- und Feuchtigkeitsverhältnisse und die Lage zur Himmelsrichtung, die zu einer weiteren natürlichen Differenzierung führen. Selbst geringfügige örtliche Unterschiede des Geländes, des Bodens, des Wasserhaushaltes und des Kleinklimas können ganz charakteristische Lebensbedingungen für Baum und Strauch entwickeln und damit Wuchs- und Vegetationsbezirke kennzeichnen.

Auch umgekehrt passiert einiges mit den Gehölzen: Baum und Strauch geben dort, wo sie gut oder mittelmäßig gedeihen, Auskunft über die Beschaffenheit eines Standortes, seinen Wert oder seine Wertlosigkeit. Wertvoll oder wertlos ist ein Baum immer nur durch die begrenzte Einordnung des Menschen. Denn was für uns aus ästhetischen oder wirtschaftlichen Gründen wenig Wert besitzt, kann für die Natur, für die anderen Lebewesen durchaus recht nützlich sein.

Bäume besitzen mythische Eigenschaften, nicht von vornherein wohlgemerkt, sondern gewachsen in der Geschichte des Menschen. Kaum ein Gehölz, über das es in der Literatur nicht irgendwelche beziehungsreichen Hinweise gäbe. Selbst der Ahorn, dem sonst keinerlei ernsthafte Mythologie anhaftet, der den Ruf hat, Wind, Licht, Farben und Formen zu lieben, über den Ahorn schreibt Jakobus Tabernaemontanus in seinem 1731 erschienenen Kräuterbuch: »Es wird dieser Baum in Ehren gehalten wegen seines lustigen Schattens«. Und Hildegard von Bingen, die große Seherin, Äbtissin und Ärztin, schreibt in ihrem Buch über die Natur: »Der Ahorn ist kalt und trocken. Er versinnbildlicht etwas Aufgeschrecktes. Gegen tägliches Fieber hilft ein Bad in Wasser, in dem die Zweige des Baumes mit den Blättern gekocht sind, wenn man nach dem Bad den aus der Rinde gepreßten Saft in Wein trinkt. Das Auflegen von am Feuer erwärmten Ahornholz auf die erkrankten Stellen vertreibt die Gicht«.

Die Wirkung des Baumes auf die Seele und auf das Gemüt steht in der Literatur und im Bewußtsein der Menschen immer in enger Nachbarschaft zur medizinischen, zur heilenden Wirkung von Teilen der Pflanze für Tier und Mensch. Bei kaum einem anderen Lebewesen gehen praktische Nützlichkeit und emotionale Empfindungen so ineinander über wie beim Baum; Dr. HERINGER meint: „Wir pflanzen mit unseren Bäumen Zeit.“ Was heißt hier Zeit pflanzen? Am Baume erlebe ich Winter, Frühjahr, Sommer, Herbst,

das Kommen und Gehen, ich merke irgendwo auch mein eigenes Alter aufgrund der Größenzunahme des Baumes. Ich pflanze mir Musik in den Garten – ja, selbstverständlich bäumt sich der Vogel irgendwo auf einem Ast auf und singt sein Morgenlied. Selbst der Ton der summenden Insekten an einem heißen Sommertag hängt mit meinem Baumgrün zusammen. Ich pflanze Schatten. Wir haben heute gerade die Unwirklichkeit der Siedlungen deshalb so stark zu beklagen, weil wir ein Leben ohne Schatten haben. Und der Schatten ist der Inbegriff des Gemütlichen. Ich denke gerade an Bayern in bezug auf den Biergarten, eine direkte Symbiose von Psychotop und Biotop, wo der Mensch mit seiner Körperlichkeit, mit seinem Bier drin hockt und Prost sagt, da taugt mir und oben turnt der Maikäfer rum und der Spatz, es ist eine Symbiose, die auch noch mit dem Dorf-Konnex zusammenhängt; Wirtshaus, Friedhof, Kirche, ein Kommen und ein Gehen, Leben und Sterben, Hochzeit und Geselligkeit – all dies war eigentlich auch in Form des gepflanzten Dorfgrüns präsent.« In den Kriegszeiten und danach lebten viele Menschen von den Früchten, die ihnen die Bäume spendeten, ohne daß man anbauen, pflegen oder düngen mußte. Noch nach dem letzten Weltkrieg war der am meisten verbreitete Straßenbaum der Apfelbaum. Aus Gründen der Verkehrssicherheit mußte der Apfelbaum fast überall weichen. Den Teil des Fallobstes, der auf die Straße gelangt, hebt niemand auf, und der könnte ja für die Autofahrer gefährlich werden. Obstbäume waren einst hoch geachtet, wie sich aus alten Volksrechten ablesen läßt.

Nach der Lex Salica aus dem 6. Jahrhundert nach Christus wurde der Obstdiebstahl streng bestraft. Der Übeltäter mußte Schadenersatz leisten und obendrein noch 15 Schilling Buße zahlen. Auch im Lex Baiuvariorum aus dem 8. Jahrhundert nach Christus wurde Obstbaumfrevel als gravierendes Vergehen angesehen. Dort heißt es übersetzt: »Von Obstgärten und ihrer Buße: 1. Wenn einer einen fremden Garten aus Neid umgräbt oder Fruchtbäume aushaut, wo deren 12 oder mehr standen, der büßt zunächst 40 Schilling; 20 dem Eigentümer des Obstgartens und die anderen 20 dem Fiskus, weil er gegen das Gesetz gehandelt und er pflanze dort andere gleichwertige Bäume an, und büße jeden abgehauenen Baum mit einem Schilling, bis jene Bäume selbst Frucht tragen, die er gepflanzt hat«.

Gegen derlei drakonische Strafen sind unsere modernen Baumschutzgesetze eine Farce. Eigentlich ist weniger ein Rückgang von Baumpflanzungen ein Manko, vielmehr ist es die Auswahl der Bäume, welche zu denken gibt. Die einstige Baumvielfalt, verbreitet und immer wieder ausgedehnt durch Pfarrer, Lehrer, Imker und in der Obstvermehrung kundige Dorfbewohner hat sich kanalisiert in Baumschulen. Und wiederum sind es einige maßgebende Gehölzbaumschulen in Norddeutschland und in Holland, die das Sortiment bestimmen. Von diesem umfassenden Sortiment haben dann die örtlichen Baumschulen nur einen geringen Teil in ihrem Programm. Welcher Baum gepflanzt wird, kann also nicht mehr von der Tradition einer Landschaft, eines Dorfes, eines Bauernhofes bestimmt werden. Die Baumauswahl geschieht dort, wo es um Stückzahlen und Umsätze

geht, in den Großgärtnereien. Josef HERINGER meint: »Der Qualitätsverfall der Baumschulen war vor allem in den letzten 10, 15 Jahren erheblich, vor allem gab es kaum mehr Fachkräfte. Die Artenkenntnis der Gärtner hat nachgelassen. Neuerdings ist es so, daß dieser Zug zur Umwelt, dieses Umweltbewußtsein auch den Gärtnerberuf sehr stark begünstigt und viele Baumfreunde, die Baumschulen, auch Sachverständige, sich wieder ein breiteres Sortiment zulegen, und wir können nur dann mit einer guten regionaltypischen Sortenbelieferung rechnen, wenn wir nicht alles bloß aus Holland oder aus Holstein beliefern – wobei ich heute erfahren hab, daß die Holsteiner wiederum in Ungarn anbauen, dann wird das Zeug dahinaufjongliert, dann jonglieren sie's runter, ein Unfug sondergleichen. Ich kann nur dann den regionaltypischen Obstbaum, den Kletzenbirnbaum, den Mostobstbaum erhalten, wenn ich in erreichbarer Nähe von einer Baumschule wohne, die sogar mal in bäuerlichem Besitz sein kann, kultiviert wird, als Teil des Nebenerwerbs möglicherweise.« »Kennen Sie eine Baumschule, die z. B. noch richtige Hochstämme von einer Wasserbirne oder von Kletzenbirnen anbietet?« »Ja. Ich kenne mehrere im Rupertiwinkel drunten, aber auch im Bereich Erding, Dorfen. Es gibt für den, der sucht, heute wieder ausreichendes Angebot an guten Obstsorten, und es gibt auch neuerdings Baumschulen, die bereit sind, wenn man ihnen Reiser liefert, bestimmte Sorten wieder selbst zu veredeln. Es gibt mittlerweile sogar Volkshochschulen, die Veredlungskurse durchführen, wo also jeder lernen kann, wie man eine beliebte Obstsorte wieder in den Garten schafft. Dann ist es doch viel gescheiter, wenn die Leute mal auf eine Weise tätig werden, als wenn sie bloß allweil Gänseblümchen im Rasen verfolgen, weil sie sonst nichts zu tun haben. Es ist eine Frage letztlich auch der Orientierung und der Hinweisung auf sinnvolle Gartenbeschäftigungen.«

Bäume besitzen neben ihrem wirtschaftlichen und ihrem traditionellen Aspekt noch eine andere Dimension: sie besitzen einen ökologischen Wert, eine Schlüsselfunktion in einem Lebenssystem. Die Lebensgemeinschaft Baum wird erst recht bewußt, wenn ein Veteran oder eine Baumgruppe gefällt wird. Dann wird es plötzlich ruhig, wo es zuvor pffiff und zwitscherte, wo es kroch, flog und schwirrte, wo sich Wind, Regen, Sonne, Nebel ein wechselhaftes Stelldichein gaben. »Der Baum als Lebensraum« – das ist eines der Themen und Anliegen, auf das sich Diplom-Biologe Remigius GEISER vom Institut für Tierwissenschaften der TU München-Weihenstephan spezialisiert hat. Er meint: »Als Lebensraum ist der Baum natürlich in erster Linie für zahlreiche Tiere interessant. Daß da Vögel wohnen und dergleichen, weiß man ja. Aber was in der allgemeinen Öffentlichkeit, sogar in Fachkreisen, leider viel zu wenig bekannt ist, das ist die Tatsache, daß gerade im morschen Holz eine ungeheuer große Zahl von verschiedenen Tierarten, seien es Insekten, seien es auch höhlenbrütende Vögel, Fledermäuse und dergleichen, wohnen, schlafen, fressen, ihre Feinde verfolgen usw. Die Zahl dieser Arten, die gerade daraufhin angepaßt sind, ist deswegen so besonders groß, weil man ja, wenn man die Sache richtig betrachtet, sich vorstellen muß, daß vor

dem Eingriff des Menschen in unsere Wälder praktisch alle Wälder noch Urwälder waren, sehr viele Bäume ungeheuer alt geworden sind und natürlich sehr viel morsches Holz und morsche Zweige, Äste, Rinden usw. hatten, und daß sich gerade auf diese Strukturen, weil ja die Natur nichts herschenkt, sehr viele Insekten und sonstige Organismen speziell angepaßt haben. Die Zahlen gehen, wenn man das genauer verfolgt, allein in Deutschland schon in die Tausende. Andererseits ist es so, daß es eben so alte Bäume heute fast nicht mehr gibt, nur ganz selten, denn im Forst werden sie ja nicht geduldet und einen morschen alten Baum kann man nicht verkaufen. Da gibt's also keine alten Bäume, fast keine mehr, auf dem freien Feld und auf der Wiese sowieso nicht. Dem Bauern bringen sie auch nichts, und so sind wenige alte Bäume noch vorhanden im Siedlungs- und Erholungsbereich des Menschen. Und gerade da ist das ganz große Problem dieses übersteigerte Sicherheitsbedürfnis der Menschen, das auch in der entsprechenden Rechtssprechung seinen Niederschlag findet, indem eben gefordert wird, wenn irdenwo ein morscher Ast runterfällt, dann muß der Verantwortliche dafür haften. Das führt meistens dazu, daß die alten Bäume weggemacht werden oder sie werden mit aufwendigen Maßnahmen baumchirurgisch saniert, d. h., daß genau das alles beseitigt wird, was für diese hochbedrohten Tiere lebensnotwendig ist. Alles das hat dazu geführt, daß ein sehr großer Teil dieser Tiere aus unserer Landschaft verschwunden ist. Viele dieser Arten sind schon in ganz Deutschland oder in ganz Mitteleuropa ausgestorben. Wenn die Tendenz so weitergeht, werden auch bald viele Arten von unserem Planeten ganz verschwunden sein. Das ist das Problem, das leider noch sehr wenig bekannt ist.«

Es sind nicht gerade die gesundesten Bäume, in denen die Artenvielfalt am größten ist. Hirschkäfer, Rosenkäfer, Alpenbock und viele andere seltene Tiere, aber auch viele Maden von Schmetterlingen, von Schädlingen und mehr noch von Nützlingen nisten sich mit Vorliebe in morschen, brüchigen Bäumen ein und finden dort alles, was sie zum Leben brauchen. In der Natur sind unzählige Lebewesen vorhanden, die darauf spezialisiert sind, kranke und absterbende Biomasse zu fressen, in Energie und in neue Nährstoffe umzuwandeln. Diese sogenannten Müllwerker sind arbeitslos, seitdem krankes und morsches Holz als unansehnlich, als schädlich betrachtet wird und der jährlichen Baumhygiene zum Opfer fällt:

»Fangen wir zum Beispiel bei einem der bekanntesten einheimischen Käfer an, beim Hirschkäfer, dessen Larve lebt im morschen, faulen, relativ feuchten Holz, mehr im Wurzelbereich des Baumes, insbesondere auch, wenn die Bäume tot sind und umgefallen sind und am Boden verfaulen, was es natürlich immer nur im Urwald gibt. Bei uns, wo Forstwirtschaft getrieben wird, gibt's das ja kaum. Da sind andere Bereiche des Baumes, wie etwa abgestorbene Äste und Zweige, dort leben verschiedene Bockkäfer, vielleicht kennt der eine oder andere den Alpenbock, eine sehr schöne Erscheinung der einheimischen Tierwelt, in himmlisches Blau gekleidet, ein Käfer, der schon seit vielen Jahrzehnten unter Naturschutz steht, aber das hilft alles nichts, wenn man seine Lebens-

grundlagen, eben die morschen Bäume und die morschen Äste beseitigt. Andere Lebensräume am alten Baum wären zum Beispiel das Bauminnere eines hohlen Baumes, welches meistens mit sogenanntem Mulm-Substrat ausgefüllt ist. In diesem Mulm-Substrat leben beispielsweise Rosenkäferlarven. Das sind alles Tiere, von denen man vielleicht schon irgendwo mal was gehört hat, aber so richtig gesehen haben's die wenigsten. Warum? – Weil sie's kaum noch gibt, weil sie am Aussterben sind. Deswegen, weil es keine alten Bäume mehr gibt.«

Bäume im Dorf gleichen den Bäumen im und rings um den Bauernhof. Früher sprach man nicht von Naturschutz oder von Ökologie. Man praktizierte dafür das Mit- und Nebeneinander mit den Bäumen, die Symbiose von Pflanze, Tier und Mensch, wie sie heute gepriesen wird, das gedeihliche Zusammenleben. Und doch war es in vielen Gegenden selbstverständlich, daß die bäuerlich geprägten Menschen die Vorteile bestimmter Baumarten kannten und sie in den Alltag mit einbezogen. So findet man heute noch in vielen Dörfern den Walnußbaum als Hausbaum, als einen Baum, der nahe am Haus steht, das Gebäude im Sommer vor zu starker Sonneneinstrahlung schützt und nebenbei durch die für viele Insekten unangenehm riechende Gerbsäure an den Blättern lästiges Ungeziefer abhält. Zum Teil findet man die Walnuß auch als Waldbaum vor, vor allem in den Wäldern der Jurakette. In seiner Jugend nimmt der Walnußbaum mit dem Licht vorlieb, das er zwischen anderen großen Bäumen gerade erwischt, fünf, sechs Jahre später hat er hohe Lichtansprüche und verträgt die Konkurrenz anderer Bäume schlecht. Die Zuwächse der Walnuß sind enorm. Mit 30 Jahren ist er etwa 15 Meter hoch und sein Stamm hat in mittlerer Brusthöhe einen Durchmesser von etwa 25 Zentimeter. Wenn das Holz eines Walnußbaumes geerntet werden soll, dann hat er mit 80 Jahren die ideale Hieb reife. Ältere Bäume bekommen durch Frost leicht Risse. In der Textur und Struktur ist das Walnußholz fein, hell- bis dunkelbraun gefärbt, hart, zäh und dauerhaft. Neben der Furniereiche ist es das teuerste einheimische Möbelholz. Wenn er in der Nähe des schützenden Hauses steht, wirkt sich die Frostempfindlichkeit des Walnußbaumes nicht so stark aus. Die extremen Fröste im Januar und Februar dieses Jahres haben manchen Walnußbäumen zu schaffen gemacht. Sie sind in einigen Gegenden zurückgefroren, berichtet wird auch, daß Bäume eingegangen sind.

Wo mit dem Platz gespart werden muß, kann der Obst- und Hausbaum miteinander kombiniert werden. Ein großkroniger Apfel- oder Birnbaum eignet sich für diesen Zweck besonders gut. Für kleinere Bauern- oder auch Familiengärten empfiehlt sich die Quitte oder die Mispel, botanisch *Mespilus germanica*. Beide tragen Früchte, die sich hervorragend zu Gelee und Marmelade verarbeiten lassen. Wenig Platz benötigen auch die Eberesche, der Weißdorn und der Rotdorn. Als Hausbaum läßt man sie auf jeden Fall ungeschnitten. Überhaupt gilt es beim traditionellen dörflichen Gehölz zu unterscheiden zwischen den großen schattenspendenden Hochstämmen von Walnuß, Linde, Ahorn, Kastanie und Eiche und den platzsparenden Bäumen und strauchartigen Bäu-

men des Bauerngartens. Hierzu gleich noch einige Anmerkungen. Was meint der Dorf- und Umweltfachmann HERINGER zum Hausbaum aus traditioneller Sicht?

»Alte Beispiele zeigen, daß selbst großkronige Bäume oft auf wenigen Quadratmetern Platz finden, vorausgesetzt, sie sind nicht restlos in der Umgebung von Parkplätzen, Straßen usw. abgedeckt. Der Baum hat ja die Tendenz, von der Hauswand wegzugehen und sich seinen Lichtraum zu erobern. Und wenn er mir in den unteren Bereichen zu viel Schatten macht, dann schneide ich halt die unteren Astpartien weg, so daß er dann erst ab dem Dach drauf seine volle Krone entfaltet. Das kann eine Linde sein, das kann ein Birnbaum sein, das kann ein Nußbaum sein; die Walnuß ist in den wärmeren Lagen sehr begehrt. Es kann im Südosten beispielsweise mal der Dirndlbirnbaum, das ist die Kornelkirsche, das kann die Vogelkirsche sein. Wir sollten ein bißchen drauf achten, daß wir von den alten Dörfern jeweils das Arttypische lernen, d. h. wenn es um den Speierling geht, das ist eine bestimmte Vogelbeerart, die würde ich nicht in Oberbayern pflanzen, die würde ich in Franken lassen. Genauso die Maulbeere, die hat nichts an den Alpen zu suchen, die gehört auch ins Weinklima. Umgekehrt ist natürlich der Waxlab, das ist der Ilex, dieses Immergrüne, sehr stark an den Alpenrand gebunden, ans Inntal oder den Rupertigau, so daß man auch an der Bepflanzung die landschaftliche Eigenart, kulturlandschaftliche Besonderheit erkennen kann. Baukultur und Baumkultur gehören zusammen, auch in bezug, gerade in bezug auf den Hausbaum.«

»Können Sie sich zum Beispiel einen Apfelbaum als Hausbaum vorstellen?«

»Selbstverständlich, und zwar würde ich in dem Fall vielleicht den Sämling hernehmen, der ein bißerl was hermacht, also nicht irgend so einen mickrigen Spindelbaum, ein Grünzwergerl, sondern einen Hochstand-Obstbaum, der auch nicht übermäßig geschnitten werden muß. Es gibt Sorten, die auch etwas verwildert belassen werden können. Es ist nicht notwendig, daß man jeden Obstbaum jedes Jahr wie beim Bader, beim Frieseur, zuschneidet.«

»Was sagen Sie zu der weitverbreiteten Meinung von Gartenarchitekten, die gerne Robinien oder Akazien als Haus- und Landschafts- und Gestaltungsbäume verwenden?«

»Mir san doch in Oberbayern oder in Oberfranken, doch nicht am Mittelmeer, wo die Kastanie oder die Akazie, vor allem die Platane das ortsbestimmende Grün ist. Ich lehne die Akazie nicht rundweg ab. Sie mag da und dort, wo wirklich kein Platz ist, an einer Tankstelle oder in einem Innenhof durchaus von Wert sein, aber sie ist am Ortsrand, am Dorfplatz im weiteren eigentlich fehl am Platz. Es gilt das zu belassen, was letztlich auch heimisch ist, nicht weil wir eingenäht sind und nationalistisch, sondern weil einfach es auch Respekt vor einem anderen Naturraum sein kann, wenn man seine Eigenart und die umgekehrte Eigenart schätzt.«

In engen Weilern, zwischen den Hofgebäuden oder in Dörfern mit nur kleinen Vorgärten und engen Räumen zwischen den Anwesen legte man früher auf Gehölze Wert, die mit wenig Platz aus-

kommen und nicht zu viel Schatten werfen. Immer schon sah und sieht man auch heute noch zwischendrin Sträucher wie Holunder, die alte Zentifolia-Rose und den umstrittenen Sadebaum. Gehölze, wie die Wildrose, die Hainbuche, die Hasel, die als Hecke entlang der Einzäunung gepflanzt wurden, wirken abwehrend, sie schützen und grenzen ein. In freien Lagen gibt ihr dichtes Gezweig einen wirksamen Windschutz für die übrigen Gartenpflanzen ab.

Neueren Datums sind Ziersträucher wie der Flieder und das Zäune und Lauben umrankende Geißblatt. Beide waren auch schon in alter Zeit als Arzneipflanzen für Haus und Hof nützlich. Buchsbaum, Holunder, Zentifolie, Flieder und Geißblatt kannten und kennen keine regionalen oder landschaftlichen Grenzen. Sie gehörten schon immer zum festen Bestandteil von Dorf- und Bauernhofbepflanzungen. Wie steht es nun um die neueren Gehölze, wie die Omorikafichte oder auch die österreichische Schwarzkiefer, die sehr dankbar, robust und frohwüchsig sind, und nebenbei auch noch widerstandsfähiger gegen die Ursachen des Waldsterbens als manche andere heimische Baumart? Dr. HERINGER: »Gerade die *Picea pungens*, die sogenannte Blaufichte ist außerordentlich anfällig. Es gibt mittlerweile auch diese Wollaus, die ihr sehr zusetzt, dann die Omorica-Fichten, die sehr darunter leiden. Die österreichische Schwarzkiefer, da haben Sie recht, ist mit der rauchresistenteste Baum, aber wir müssen die Luft verbessern. Es geht nicht an, daß wir sozusagen bloß noch bestimmte Bäume pflanzen, weil wir im Grunde dann sanktionieren, daß man in einer verpesteten Situation lebt. Die dienende Funktion des Gartengestalters, des Gärtners ist durchaus gegeben, aber sie soll nicht bloß Kadaverkosmetik sein im Sinne einer Totbettbepflanzung, sondern wir müssen auch die Luft und den Lebensraum, die Atmosphäre für uns und für die Bäume grundsätzlich verbessern.« Nach dem kleinen Ausflug in die Gehölzbotanik früherer und heutiger Zeit zurück zur Lebensgemeinschaft Baum. Entscheidender für die Baum- und damit die Umweltkultur als das dauernde symbolhafte Pflanzen von jungen Bäumen und Büschen ist der langfristige Aufbau von Beziehungen zu einzelnen Bäumen.

Mit dem Hausbaum alt zu werden, mit ihm durch Jahres- und Vegetationszeiten zu gehen, an ihm das Auf und Ab der Natur zu beobachten, seine Jugend, sein erstes Fruchttrogen, das Nachlassen seines stürmischen Wachstums, seine ersten Altersschwächen zu erleben, – dies alles hat Parallelen zum Leben des Menschen. Die Zeitläufe weisen Parallelen auf und erzeugen innere, mit meßbaren Werten nicht erfäßbare Beziehungen. Nicht zu vergessen die kleinen, kurzzeitigeren Lebensläufe am und im Baum, die sich an allerlei Insekten beobachten lassen. Dazu Diplom-Biologe Remigius GEISER: »Die allermeisten Insekten sind sehr speziell angepaßt, sei es, was es die jahreszeitliche Einbindung ihres Erscheinens anbetrifft, sei es auch des Futters, das sie suchen – meist nur ganz bestimmte Sachen, meistens fliegen sogar die Viecher, die auf Blüten zu finden sind, die Blüten besuchen, nur ganz bestimmte Blüten an, in einer mehr oder minder stark eingegrenzten Auswahl. Und wenn man nun versuchen

will, ein möglichst breites Spektrum von Insekten z. B. in seinem Garten oder in seinem Dorf zu halten und zu erhalten, dann ist es natürlich das günstigste, daß man möglichst vielseitige Möglichkeiten schafft, daß man also möglichst viele verschiedene einheimische Baumarten und Gartengehölze und Stauden und Kräuter usw. anbietet.«

Der moderne Mensch tut sich schwer mit der Botanik, mit der Vielfalt von Baum und Strauch. Das Wissen der meisten Menschen um die Pflanzenvielfalt ist erschreckend gering. Die Schulen und auch die Universitäten tun zu wenig, um Wissens- und Informationsdefizite auszugleichen. Praktische, nützliche Hinweise sind rar. Eine dankbare und lohnenswerte Aufgabe für Behörden, denen die bauerliche Klientel zunehmend abhanden kommt, für die Landwirtschaftsbehörden. Dr. Josef HERINGER: »Die Landwirtschaftsbehörden, die Kreisfachberater, haben selbstverständlich stärker den Erwerbsgarten-Aspekt zu vertreten, schon den landschaftsökologischen auch, aber wir haben noch zu wenig im Bewußtsein, daß die Arteigenheit, d. h. zum Beispiel, daß die unterschiedlichsten alten Obstbaumrassen, durch ihr genetisches Potential schon Eigenwert haben, daß sie nicht einfach durch das Allerweltsangebot an neuen Sorten ersetzt werden können. Oder, daß bestimmte Gehölze im ökologischen Wert höher anzusiedeln sind als beispielsweise im Windschutzwert oder im Wert beispielsweise für Insekten. Ich denke jetzt an den Buchsbaum. Der Buchsbaum ist in erster Linie aus kulturlandschaftlichen Gründen, aus Gründen der Hausgarten-, der Bauerngartensicherung interessant. Oder der Seidlbaum, das ist die *Juniperus rosapina* oder irgendein besonderer Spalierbaum. Das sind Feinheiten, wo Ortsbildpflege, wo Kulturgeschichte, wo Volkskunde, selbst wo Religion zusammenspielen und der Erwerbsspekt nur untergeordnet ist. Wir wehren uns auch mit aller Vehemenz, und das vertrete ich als Naturschützer, daß wir nur aus ökologischen, knappen, nüchternen Fraß- und Habitatargumentationen heraus diese Dinge anpreisen, sondern es muß für's Tier, für die Luft, für den Menschen, für alles im Grunde gleichermaßen interessant sein, diese Baumart zu pflanzen. Der umfassende Werthintergrund muß wieder bewußter gemacht werden, nicht bloß die partielle Sicht. Der eine sieht Festmeter, der andere den Apfelertrag, der dritte die Windschutzwirkung, der andere, der kommt bloß mit den Insekten daher, wir müssen alles zusammen sehen, dann haut es hin.«

»Wenn man sich zum Beispiel die Schulen anschaut, die heute neugebaut werden, die Krankenhäuser, die gebaut werden, da finden Sie doch überall die modischen Allerweltslandschaftsgestalterpflanzen?«

»Da haben Sie größtenteils recht, vor allem wirkt sich sehr schädlich aus, daß es eine sogenannte Giftliste gibt, nach der beispielsweise der Hollunder, sogar die Rotbuche, die Bucheckern wirft, dann der Wollige Schneebaum, alle diese Sträucher mit auf der Giftliste stehen. Sie möchten's nicht glauben. Wer nur ein bisserl ein devoter Gartenarchitekt und Gärtner ist, der hält sich auch daran. Der ein Hirn im Kopf hat, der pflanzt im Grunde das, was sich gehört. Und es ist einfach maßlos übertrieben, wenn man den Umstand

jetzt so aufbauscht, der durchaus mal vorkommen kann, daß jemand vielleicht eine Hand voll grüne Hollerbeerl ißt und dann brechen muß. Das bringt doch keinen um, das ist eine notwendige Erfahrung, die man als Kind amal im Schulgarten machen muß. Wie soll ich denn Genießbares von Ungenießbarem auch unterscheiden, wenn ich grundsätzlich nix pflücken darf, wenn alles bloß steril, ohne Frucht, immergrün, dämlich, weißbunt kaschiert, rotblättrig in der Gegend rumhängt?«

Wer sich in Baumfachbücher einliest, der erfährt ziemlich schnell, welche Gehölze stärker gefährdet sind durch schädliche Insekten und welche weniger. Die Eiche zum Beispiel oder die Linde, beide Bäume ziehen durch lockende und für manche Insekten auch schmackhafte Stoffe eine reiche Tierwelt an, Schädlinge ebenso wie Nützlinge. Läßt man die Lebensgemeinschaft Baum gewähren, stellt sich meist von alleine ein Gleichgewicht ein.

Das Fressen und Gefressenwerden in diesem Ökosystem ist ein äußerst spannendes Kapitel. Je mehr Tierarten ein Baum beherbergt, umso mehr kann er dem zeitweisen Überhandnehmen des einen oder anderen Schädlings widerstehen. Unter den Bäumen in Wald, im Dorf und in Hof und Garten gibt es einige, die besonders viele Tierarten beherbergen. Dazu Remigius GEISER: »Es sind vor allem solche Bäume, die schon sehr lange in unserer Landschaft vorhanden sind. Ich nenne die Eiche, ich nenne die Linde, die ja übrigens auch kulturhistorisch, genau wie die Eiche, sehr stark bei uns verwurzelt ist; aber es sind zugleich Bäume, die auch ein sehr reichhaltiges Artenspektrum an speziell angepaßten Insektenarten, aber auch anderen, in sich bergen. Weiterhin wäre die Weide zu nennen, die ja insbesondere in der Form der Kopfweide sowohl für die Tierwelt als auch für die Erhaltung der Kulturlandschaft und den persönlichen Bezug des Menschen zu seiner Umwelt sehr wichtig ist. Vormalig war sie ein sehr wichtiger Erwerbszweig und wird es vielleicht auch mal wieder. Immer wieder werden ja Körbe gekauft und immer beliebter werden sie momentan, vielleicht kann man sich auch dazu durchringen, bei uns mal dieses Gewerbe wieder irgendwo aufzuziehen. Die Weide ist ja eine wichtige Schmetterlingsraupenpflanze.

Sie ist von sehr vielen Insekten besiedelt, von außerordentlich vielen. Es sind da zu nennen außer Schmetterlingen, Blattkäfer, es sind Bockkäfer, die das Holz fressen, es ist natürlich die Weide auch ein sehr wichtiger Honiglieferant, besser gesagt Pollenlieferant für die Bienen, insbesondere im zeitigen Frühjahr und deswegen ist sie von allseitiger Bedeutung für die Insektenwelt. Sie hat aber zum Beispiel auch kulturhistorische Beziehung zum Menschen durch die Palmkatzerl, die man am Palmsonntag pflückt und die man dann weihen läßt und die nachher im Palmbuschen rumgetragen werden, vor die Haustür gesteckt werden. So sind gerade solche Bäume von sehr großer Vielfalt. Es kämen dazu die traditionellen Obstsorten, insbesondere die größeren Bäume wie Birnen, Äpfel; Nußbäume sind interessanterweise für Insekten weniger interessant. Es mag eben auch daran liegen, daß die Nußbäume, also die Welschnuß bei uns – es ist zwar wissenschaft-

lich umstritten, aber vermutlich – doch nicht heimisch ist. Deswegen sind da wieder relativ wenig Insekten adaptiert.«

Wenn Bäume heimisch sind, heißt dies noch lange nicht, daß sie auch von Natur aus in unseren Breitengraden beheimatet sind. Die Walnuß zum Beispiel kam erst im 8. Jahrhundert nach Christus durch die Griechen und Römer über die Alpen nach Mitteleuropa. Heute ist sie sowohl im Süden als auch im Norden aus dem Dorfbild nicht mehr wegzudenken. Um kaum einen anderen Baum ranken so viele Mythen, Legenden, Weisheiten wie um den Walnußbaum, botanisch *Juglans regia*. Bewiesenes steht neben Spekulativem, die Walnuß erfuhr im Laufe der Geschichte strikte Ablehnung ebenso wie begeisterte Förderung. Josef HERINGER: »Es ist interessant, daß beispielsweise der Nußbaum am bäuerlichen Anwesen gern gesehen war, nicht nur der Nüsse wegen, sondern auch offensichtlich aufgrund seiner ätherischen Ausscheidungen. Er hat manchen Insekten, z. B. den Mücken, den Bremsen usw. das Milieu verdorben. Es gibt eine Fülle von sehr feinen Bezügen; außerdem ist es so, daß man zum Teil das Laub, das ja sehr stark gerbsäurehaltig ist, mit in den Strohsack reingetan hat, man hat Farnmaterial reingetan, zum Teil aber auch Nußbaumblätter dazu, um möglicherweise den Flöhen das Bett zu verderben. Es gibt eine so vielfältige Beziehung, die zum Teil auch noch gar nicht erforscht ist, zumal es ja bei uns keine Ethnobotanik gibt. Ethnobotanik heißt, daß man diese ganze Beziehungsgeschichte im Volksbrauch, in der Religionsbeziehung, im Essen, im Trinken, im Möbelgebrauch usw. einmal erforscht, prüft, verwirft und sagt, das stimmt, das stimmt nicht, das ist Märchen. Aber bloß einfach das alles abtun als Ballast und Schmarrn, des wär viel zu einfach gesehen.«

Neue lobenswerte Tendenzen in der Flurbereinigung, Dorfverschönerungsaktionen, Tage des Baums, symbolische Baumpflanzaktionen und naturschützerische Appelle für mehr Grün im Dorf, können eines nicht ersetzen: das persönliche Erleben, die persönliche Beziehung des Menschen zum Baum, zu den Bäumen im eigenen Lebensbereich. So gesehen hängt die sich breitmachende Gleichgültigkeit um das Baum- und Waldsterben mit dem Baumdefizit, mit der fehlenden Baumtradition eng zusammen.

Wie soll jemand vom allgemeinen Waldsterben betroffen sein, wenn er vom Wesen des Baumes nichts erfahren hat, wenn ihm die positive Betroffenheit am Baum als Lebensgefährten und am Baum als einer mit dem Menschen verbundenen Lebensgemeinschaft abgeht. Und wo das individuelle Betroffensein fehlt, werden öffentliche Hilfsprogramme für Baum und Umwelt zu Versprechungen, die mangels politischem Druck von unten uneingelöst bleiben dürfen. Leere Worthülsen treten an die Stelle wirkungsvoller Abhilfemaßnahmen.

Anschrift des Verfassers:

Burkhard Mücke
Lilienstraße 44
8000 München 80

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge \(LSB\)](#)

Jahr/Year: 1991

Band/Volume: [2_1991](#)

Autor(en)/Author(s): Mücke Burkhard

Artikel/Article: [Der Baum im Dorf 61-68](#)